

Das Sternenberger Land [Schluss]

Autor(en): **G.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 23

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-673069>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

den Verwalter rufen — der ist krank; am nächsten Tage: — wieder krank. Der Herr erfuhr, daß er trank und enthob ihn seines Postens. Jetzt lebte Michael Semjonowitsch untätig unter dem Gesinde. Sein Trübsinn nahm noch zu, er verbummelte ganz und gar, vertranf

alles und sank so tief, daß er seiner Frau Lütcher stahl und in die Schenke trug. Sogar die Bauern hatten Mitleid mit ihm und gaben ihm bisweilen etwas, um sich nüchtern zu trinken. Er lebte kein Jahr mehr nach jenem Vorfall. Ging am Trunke zugrunde.

Wegleitung.

Ich will! Das Wort ist mächtig;
ich soll! Das Wort wiegt schwer.
Das eine spricht der Diener,
das andre spricht der Herr!

Laß beide eins dir werden
im Herzen ohne Groll;
es gibt kein Glück auf Erden
als wollen, was man soll! Friedrich Hahn.

Das Sternenberger Land.

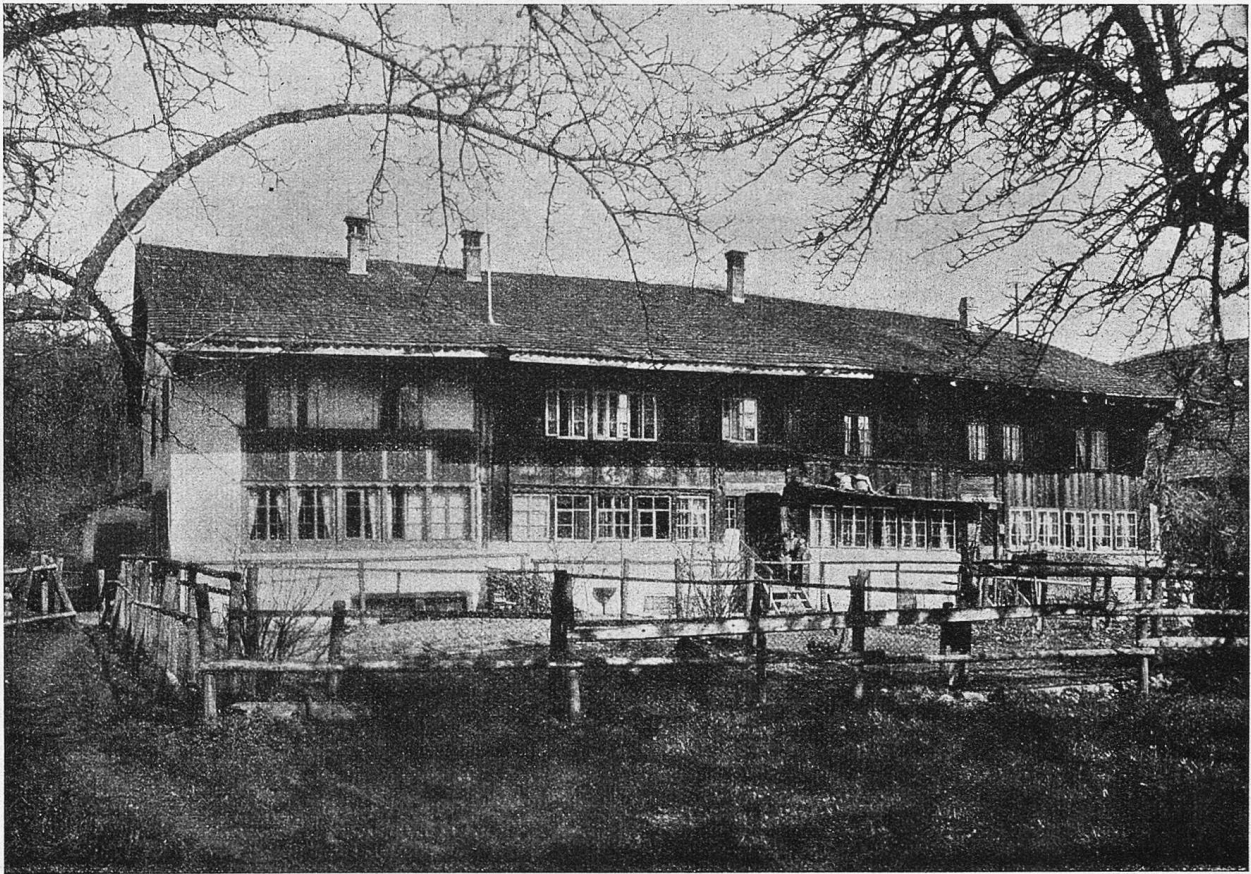
(Schluß.)

Könnte Jakob Stutz, der seine Jugendzeit in Ssikon, in der Mühle Balchenstall und derenden, eine lange Spanne seines späteren Lebens dagegen im Sternenberg zubachte, nochmals zurückkommen und Umschau halten in seiner geliebten Matt, so würde er wohl in erster Linie seine Zelle vermissen. De Heiri us em Chouspel, de Grof i der Matt, 's Fefe Satteli und 's Fefe Hanseli, 's Löödeli i der Bache, 's Schnurrebergers Annelisi, 's Nöppels Marie u. a. würden ihn nicht erkennen, und 's Karlis Frau endlich würde sich durchs Stubenfenster fast „d' Auge ußluege“ und sprechen: „Boß Hund! was ist echt das für eine, wo dert duri chunnd? was wott er echt? woher chunnt nu de und wo anne wott er?“ Aber im großen ganzen fände Stutz alles so, wie einst; abgesehen von einem „Flarz“, der vor Jahren abbrannte und in dem sehr wahrscheinlich seine nach der Matt verheirateten Schwestern, Anna und Elisabetha, gewohnt hatten.

Das soeben genannte „Flarzhaus“ bildet nicht den allgemeinen, aber einen in Berg und Tal des Sternenberger Gebietes stark verbreiteten Haustypus. Es bestimmte einst das Aussehen ganzer Dörfer des oberen Lößtals; heute vereinigt es sich höchstens noch zu Weilern. Vielfach dient die Küche als Eingang. An der Sonnenseite befindet sich die Stube mit Reihenfenstern, welche die ehemalige Hausindustrie so erforderte: in der Stube steht der Webstuhl; der „Ofenballen“ oder eine Treppe in Küche oder Gang führt zu den Kammern im Obergeschoß. All diese Häuschen in Ständerbau, zum Teil verschindelt, mit weit ausladenden flachen Dächern, vertauschten erst in neuerer

Zeit die Schindeln durch Ziegel oder Schiefer. Das Flarzhaus deutet die Wendung von der Landwirtschaft zur Hausindustrie an und tritt überall da auf, wo die Landwirtschaft der Bevölkerung keinen genügenden Unterhalt zu bieten vermochte. Das Wohnen von fünf bis sechs Familien „Wand an Wand“ unterm selben Dach zeitigt bei gespanntem nachbarlichem Einvernehmen gelegentlich Auswüchse und „Blüten“, die lediglich dem Unbeteiligten Freude bereiten.

Auf sonnigem aussichtreichem Höhenweg erreicht man von der Matt aus an der Bäckerei — der einzigen in weitem Umkreis — vorbei nach kurzer Wanderung Sternenberg mit seinem herrlich gelegenen, malerischen und heimatfrohen Kirchlein. Der Ort besteht nur aus Kirche, Pfarrhaus, Gasthaus, Schul- und Gemeindegemeindehaus (unter einem Dache) und dem Konsum. Die vielen Höfe und Weiler, die sonst noch nach Sternenberg eingepfarrt sind, liegen zerstreut auf den Höhen, an den Hängen und in den stillen Gründen. Wie sonst nirgends in diesem Maße auf Zürcher Boden ist im Sternenberger Gebiet die alamannische Hofriedelung heimisch. Der bebaubare Grund rings um das Dorf besteht aus Wiesland und etwas Ackerland, das sich für den Anbau von Kartoffeln, Rüben und etwas Hanf, nicht dagegen für Weizen, eignet. Da die Ertragnisse des Bodens karg sind, beschäftigte sich früher ein großer Teil der Bewohner neben der Hausweberei besonders im Winter mit Dreherei, Kùblerei, „Schnäflerei“ (Anfertigung von Rechen, Gabeln, Schaufeln, Schindeln, Schlitten, Schüsseln, „Chellen“ und „Chluppli“ und „Krätlerei“ (Körbchen aller Größen und Zainen). Diese Winterarbei-



Bürcherisches Landerhaus (im Volksmunde „Flarz“ genannt).

ten bildeten einen willkommenen Nebenerwerb für die hart mit dem Dasein kämpfenden Bergbauernfamilien. Heute sind die Heimarbeiten fast ganz in Abgang gekommen. Verschwunden vom Schauplatz sind auch „de Schlüsselibueb“, „de Chellegriggi“, „de Schindlezapfli“ und „'s Baineblüttschi“, Typen mit Eigengepräge, die einst dem Besucher auffielen und Freude bereiteten.

Von den Pfarrherren, die einst in Sternenberger amtierten, seien genannt Salomon Tobler, der Dichter der „Enkel Winkelrieds“ und Pfarrer Dr. Heinrich Weber, der nachmalige Pfarrer von Höngg. Ein älterer Bürger von Sternenberger, mit dem sich der Schreiber dieser Zeilen eine Weile unterhielt über Handel und Wandel, Land und Leute, sagte: „Ja, die Pfarrherren bleiben in der Regel im Sternenberger nur so lange Diener am göttlichen Wort, bis sie in einer Gemeinde des Flachlandes oder in der Stadt eine bessere Stelle finden, und nicht besser ist es mit den Lehrern bestellt, die dem Sternenberger den Rücken kehren, sobald sie ihren „Lehrplätz“ gemacht haben, und doch kann man

hier auch leben und alt werden.“ Der gute Alte konnte nicht begreifen, daß es für Pfarrer und Lehrer auch noch andere Gesichtspunkte und Ideale gibt, als ein patriarchalisches Alter.

Auf dem herrlich in der Bergsonne liegenden Friedhof von Sternenberger, dem höchstgelegenen des Kantons Zürich (927 Meter), liegen all die Wege- und Wandermüden vom Geschlechte der Rägi, Bockhard, Rüegg, Graf, Schnurrenberger, Schoch, Spörri und Lattmann zur ewigen Ruhe gebettet. Rosen, Geranien und Begonien schmücken ihre schlichten Grabstätten.

Daß sich im Sternenberger seit dem Tode von Jakob Stutz im geistigen Leben des Volkes nicht alles geändert hat, bezeugen die nachfolgenden abergläubischen Bräuche.

Am Karfreitag zwischen elf und zwölf Uhr vormittags schneidet man von einem Haselstrauch unter Nennung der drei höchsten Namen die sogenannten „Spiesehölzli“, knüpft sie an eine Schnur und trägt diese um den Hals. Dann eiern und schmerzen ins Fleisch eingedrungene Splitter („Spiesen“) nicht oder ent-

fernen sich, ohne daß die betreffende Person etwas davon merkt.

Wer an einem Bruche leidet, geht am Karfreitagmorgen vor Sonnenaufgang in den Wald, macht einen Schnitt in eine Buche oder Tanne, füllt die entstandene Ritze mit den Abschnitten der Fuß- und Fingernägel und einigen anderen Sachen und klebt die Öffnung mit Harz zu. Sobald die Wunde des Baumes zugewachsen ist, heilt auch der Bruch.

Leidet in einer Familie ein Kind an Gelbsucht, so wird es auf folgende Art geheilt. Nachdem sich in einem Zimmer des Hauses eine Reihe von Personen versammelt hat, wird ein Teller voll Haferbrei auf den Tisch gestellt, ohne daß jemand der Anwesenden ein Wort spricht. Nun tritt das kranke Kind herein, isst schweigend den Haferbrei und begibt sich dann — ebenfalls ohne ein Wort zu sprechen — wieder zu Bett, worauf es in wenigen Tagen gesund wird. Leidet dagegen ein Erwachsener an Gelbsucht, so wird eine Rübe ausgehöhlt und der Urin des Kranken hineingeschüttet. Hierauf wird die Rübe in den Kamin gehängt. Ist sie verdorrt, so wird die betreffende Person gesund.

Einheimische, besonders aber Bernerfamilien, die während der Kriegszeit im Sternenbergschen Heimwesen erwarben, glauben, sich das Glück zuwenden zu können, indem sie einen Brief mit einem Spruche der hl. Schrift, den sog. „Glücksbrief“, in den Rauchschloß hängen. Leider konnte der Schreibende den Wortlaut des Briefes nicht in Erfahrung bringen, da die ohnehin nicht redseligen Berner sich nicht willig zeigten zu näherer Auskunft.

In den meisten Familien wird ein Karfreitags-Ei aufbewahrt, um den Einschlag des Blißes vom Hause abzuwenden. Wer „Geißelreiter“ (Salomonssiegel, vielblütige Weißwurz) mit sich in der Rocktasche herumträgt, wird von den „Hühneraugen“ geheilt.

Im weiteren sei noch kurz ein nicht mit dem Aberglauben, sondern mit dem Ableben einer Person in Beziehung stehender alter Brauch erwähnt. Ist der Tod in einer Familie eingetreten, so geht die von der Gemeinde angestellte, schwarz gekleidete „Umesägeri“ (oder an ihrer Stelle eine Frau aus der Nachbarschaft) von Haus zu Haus und sagt den Tod an mit den Worten: „D'Familie X. Y. lat hätte, daß mit dem X. sällig am... (folgt die Nennung des Begräbnistages) öpper z'Chile chömm.“ Nachdem die Frau ihren Rundgang beendet hat,

erhält sie von der Gemeinde 4 Franken Botenlohn.

Die Bevölkerung ernährt sich hauptsächlich mit Kaffee, Mais, Teigwaren und Kartoffeln; Fleisch ist selten. Viele Bauern befinden sich in bedrängter Lage, weil ihre Güter hauptsächlich durch die Entwertung des Viehs stark im Preise gesunken sind. Seit einer Reihe von Jahren können viele Familien den Zins nur noch aufbringen, indem sie Wald fällen und „Holz“ verkaufen. Die Hausindustrie ist, wie soeben bemerkt, eingegangen, und am Eingehen sind viele Sennereien, die früher durch den Verkauf von Butter nach Winterthur und Zürich schöne Einnahmen erzielten. Da zudem die Industrie in den Taldörfern schwer von der Krise betroffen ist, ist die Lage wenig dazu angetan, den an sich etwas nachdenklichen, grüblerischen Sinn der Bewohner aufzuheitern.

Sterne in ihrem Leben bilden trotz der Ungunst der Zeit immer noch d'Bachete am Neujahrstag und „de Baumer Märt“. In der Silvesternacht werden sozusagen in jedem Haus zehn bis zwölf (früher zwanzig bis fünfunddreißig) Wähen gebacken (Nidel-, Bölle-, Birre-wähe u. a.) nebst einer stattlichen Anzahl von Kartoffelbrotchen. Die Wähen reichen zwei bis drei Tage aus, das Kartoffelbrot dagegen 10 bis 14 Tage. Dieses ist sehr beliebt, weil es lange „feucht“ bleibt. Besonders für die Jugend bildet die große „Bachete“ eine wahre Freudenzeit, einen Stern erster Ordnung am Kinderhimmel. Bei diesem Anlasse werden die Backöfen der Bauernstuben zu Ehren gezogen wie in vergangener Zeit.

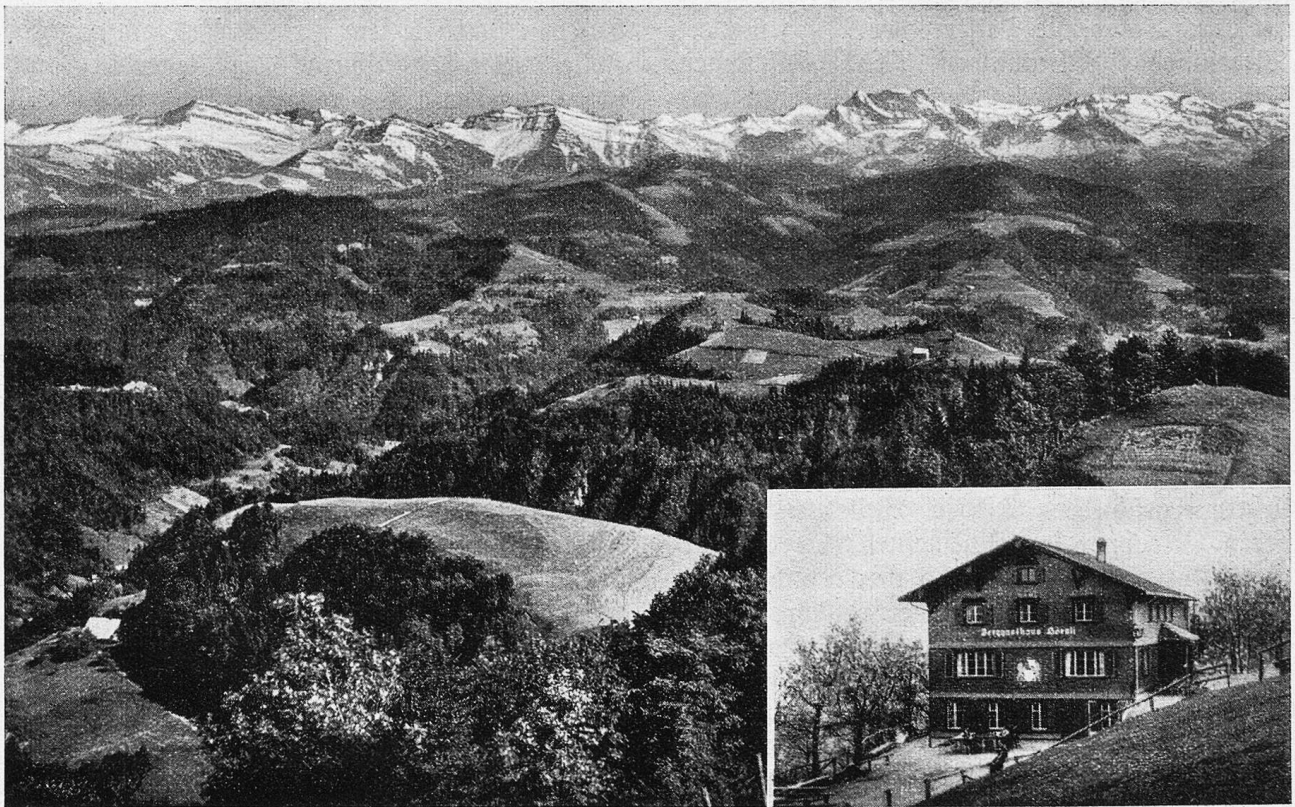
Der „Baumer Märt“ bildet im Frühjahr und Herbst ein Fest, an dem sich jung und alt beteiligt. Am Freitag ist großer Viehmarkt; am Samstag und Sonntag dagegen Warenmarkt mit Kramständen, Reitschulen, Tanzmusik in den Gasthäusern und dem Geschrei der fliegenden Händler — dem „billigen Jakob“ — und anderes.

Von Sternenbergl gelangt man über Gföll mit einsamem Schul- und Gasthaus über das Kleine Hörnli in einer Stunde auf den Gipfel des eigentlichen oder Groß-Hörnli (1137 Meter), den Hörnlikulm. Von hier aus genießt der Naturfreund eine bezaubernde Aussicht auf die weltfernen, tiefen Täler ringsum, auf die gerundeten Berghäupter der Almann- und Hörnlikette, auf die wald- und wiesengrüne Welt des Toggenburg, den Greifensee und Zü-

richsee, den Schwarzwald, die Hegauerge, den Bodensee mit Meersburg und Friedrichshafen und den herrlichen Alpenfranz. Aus „der Firne feierlichem Kreis“ grüßen unter anderem bei föhnigem Wetter in ergreifender Klarheit und Schönheit herüber Säntis, Glärnisch, Tödi (der sich gleich einem Riesenarkophage am südlichen Horizont erhebt), Scherhorn und Windgälle. Sie wecken im Herzen des Bergfreundes jene Sehnsucht, die in C. F. Meyers „Weißem Spitzchen“ einen unvergleichlichen Ausdruck gefunden hat. Es ist eine überwältigende Schönheit, die sich dem Auge darbietet. Blendend weiß, in ruhigem Glanz — wie aus einer reineren Welt — schauen die weißen Schneehäupter herüber, als schimmerte der Glanz der Ewigkeit um ihre selig reinen Stirnen. Wenn sie in der heiligen Frühe des Morgens im feurigen Gruß der aufgehenden Sonne aufleuchten, denkt man an die schönen Worte Gellerts: „Wer führt die Sonn' aus ihrem Zelt? Sie kommt und leuchtet und lacht uns von ferne und läuft den Weg gleich als ein Held!“ und des prächtigen Psalmwortes: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hülfe kommt!“ Wenn der Psalmist diese Worte auch in anderem Sinne verstanden hat — es bleibt dabei: von

unseren herrlichen Bergen ist schon manchem Hilfe gekommen: Mut und Kraft und Lust zum Leben und Schaffen. In der großen Einsamkeit der Berge, am Rand des ewigen Schnees, konnten die Händler und Geldwechsler des Weltenmeisters erhabenste Schöpfung bis heute nicht entweihen; denn die Berge dulden nichts, was klein und niedrig ist!

Das Hörnli bildet seit 1929 in einem Umfang von 80 Hektaren zürcherisches Staatseigentum. Der Kanton sah sich zu diesem Kaufe veranlaßt, weil er für seine 8 Anstaltsgutsbetriebe wie Rheinau, Regensdorf, Strickhof, Wülflingen usw. mit insgesamt 450—500 Stück Vieh eine eigene Sommerweide schaffen wollte. Von den 80 Hektar sind 42 Wald und 38 Weide. Bevor die Alpsummerung beginnen konnte, sah der Staat sich gezwungen, umfassende Verbesserungen baulicher und landwirtschaftlicher Art durchzuführen. Das größte zusammenhängende Weidegebiet liegt zwischen Egg-Jörliskopf-Hörnlikulm und Rietli, also südlich vom Hörnli. Es weist folgende Gebäude auf: auf dem Tanzplatz eine große Alpstallung, Sennhütte und Schopf, im Hinterhörnli ein Wohnhaus für den Alpkirten mit Scheune und Stallung, im Rarrershörnli Wohnhaus nebst



Blick vom Hörnlikulm (1126 m) gegen die Alpen.

Scheune und Stall und im Jörliskopf eine Stallung. Von 23 vorhandenen Brunnen befinden sich 19 auf den Weideplätzen und 4 bei den Stallungen. Den Mittelpunkt des Weidewirtschaftsgebietes bildet der Tanzplatz. Nebst dem Alphirten beschäftigt der Betrieb noch zwei Alpknächte. Auf dem Kulm erstellte der Staat ein stattliches, im Innern recht heimeliges Berggasthaus. Da es sich beim Wirtshausbetrieb weniger um einen hohen Pächterlös, als um gute und billige Bedienung der Besucher handelt, sind dem Pächter im Vertrag eine Reihe von Auflagen gemacht worden: zum Beispiel über die Qualität der Weine, die Berechnung für Massenquartier usw. Am östlichen Gang des Hörnli befinden sich am Mühlebach Hinter- und Vorder-Storchenegg. Vorder-Storchenegg, unterhalb des Hörnli Schulhauses, erinnert den Wanderer an das unvergeßliche „Storchenegg-Anneli“ oder „Chueri-Anneli“, das sich (nach Jakob Stuck) anlässlich eines Besuches in der Stadt die schnurrigsten Streiche zuschulden kommen ließ, indem es u. a. bei seiner Gotte mit den Schuhen anklopfte.

Und nun wollen wir einen kurzen Abstecher machen ins „Tannzapfenland“, den südlichsten, an das Hörnligebiet angrenzenden Teil des Hinterthurgaus. Es wird zur Hauptsache gebildet durch die oberste Talstufe der Murg mit den Siedelungen Menwinden, Au, Fischen, Tannegg, Dufnang, Oberwangen und Bichelsee. Wer einen Überblick gewinnen will über die wald- und wiesengrüne Hügelwelt des Tannzapfenlandes, besteigt am besten das Hörnli oder die Höhen von Sitzberg. Wer sich aber näher um Land und Leute interessiert, wandert an einem schönen Frühlingstag, wenn Sonne und Südwind den Schnee von den Hängen weggetaut haben und in den feuchten Gründen die Schlüsselblumen blühen, vom herrlichen Zuginsland des Hörnli über Menwinden murgtalabwärts. Zu beiden Seiten des Flüsschens liegen abgeschiedene Dörfer, Weiler und Höfe, deren Bewohner im allgemeinen von der nervenzerstörenden Technik und von den brennenden Tagesfragen noch weniger geplagt werden als diejenigen unserer Städte. Das Tal besitzt keine Eisenbahn; dagegen ist die Industrie seit langem heimisch. An den Hängen und auf den Höhen befindet sich da und dort ein ansehnlicher Bauernhof inmitten grünen Weidelandes und herrlichen Tannenbestandes. In den von Bach und Fluß durchrauschten tiefen Tälchen und Lo-

beln schritt die Sägemühle, duftet es nach frischgeschnittenen Brettern und nach harzigem Tannenwald. Wo man nur wandert: an Wegen und Hängen, in Wiese und Wald tritt einem größtenteils noch die unentweihete Natur entgegen und bei den Bewohnern der weltfernen Höfe und Weiler die bodenständige, herkömmliche Lebensweise.

In der Frühe des Himmelfahrtsmorgens oder an schönen Sommersonntagen besuchen die Tannzapfenländer etwa das Hörnli (von Au aus), um dort den Sonnenaufgang mit anzusehen und nachher die prächtige Fernsicht zu genießen. Zum Schlusse wird dann zum Spiel von Mund- oder Ziehharmonika im Berggasthaus getanzt. In Menwinden, 953 Meter, mit dem bodenständigen Gasthof zum „Kreuz“, befindet sich seit langem eine Winterthurer Ferienkolonie. Da ist das bekannte Ferienkolonielied entstanden: „Wend er gsund und lustig werde, chönd go Menwinde ue! Wo isch's herrlicher uf Erde, als so nah am Himmel zue. Ringsum gsehnd er grüeni Matte, Sunneschi und Waldeschatte. Holderihi! Holderiho! Ei, wie lustig isch es do!“ usw.

Nicht weit von Menwinden thronen auf einer Felsenkuppe überm Murgtal, dem St. Jöda-Berg, eine Wallfahrtskapelle und ein Gasthaus. An diesem Orte wohnte einst in der Feste „Alt-Loggenburg“ die legenden- und sagenumwobene Jöda von Loggenburg, † 1197. Ihr hat es das Kloster Fischen zu verdanken, daß es durch Jahrhunderte hindurch Wallfahrtsort war und auch von den durchziehenden Einsiedler Pilgern besucht wurde. Die Gebäulichkeiten des einst weit herum begüterten Benediktinerstiftes beherrschen das Bild des zerstreuten Dorfes Fischen. Besonders malerisch wirkt der herrliche Barockbau der 1685–1687 entstandenen Klosterkirche. In ihrem Innern wird das Auge in erster Linie gefesselt durch die Kanzel, die Orgel, die Altäre, das geschmiedete Chorgitter und die geschnitzten Bilderrahmen in einer Seitenkapelle mit der Gruft der hl. Jöda.

Von Fischen führt eine das Murgtal mit dem Töftal verbindende Straße über den Rücken der Hörnlifette nach Wila. An ihr liegen Dufnang, Tannegg und das Zürcherische Sitzberg, jenes abgelegene, stille Bergdörfchen mit dem malerischen Kirchlein, in welchem neben den Reformierten einer ganzen Reihe zürcherischer Höfe auch die der hinterthurgauischen Weiler Ober- und Unterhamberg und Schurten den

Gottesdienst besuchen. Auf den Grabsteinen des Kirchhofes, der gleichsam einen Bestandteil der Ortsgeschichte bildet, liest man die Namen Rägi, Furrer, Graf, Stöcker und Diggelmann. Die Grabstätten werden liebevoll gepflegt und geschmückt mit Blumen aller Art. Im Innern des schlichten Bergkirchleins befindet sich unter anderem eine Orgel.

Von Sihberg führt ein reizender, aussichtsreicher Höhenweg an Wäldchen vorbei, durch Wiesen und Felder über Dingetzwil (mit einem nicht ganz bodenständigen Schulhaus aus neuerer Zeit) und Rothbühl nach Allenwinden und Sternenberger.

Wir setzen unsere Wanderung fort durch das bewaldete tiefe Ruppentobel nach Fockmünd-Ottenhub-Tablat-Wila und beschließen sie im letztgenannten Orte. Von der „Winzerin auf der Ottenhub“ erzählt G. Peterhans in seinem aufschlußreichen, sonnigen und heimatfrohen Buche „Vom Rheinfluss zum Schnebelhorn“: „Mehr als 50 Jahre sind es her. Mit der neuen Magd, der Karoline Moor von Niedersteinmaur, zogen Glück und Sonnenschein in den Gasthof zum „Löwen“ in Zuckern. Sie war ein gar hübscher flinkes und hübsches Ding, rot und weiß wie Apfelblut, mit braunen Rehagen und langesfrohen gleich einem Kanarienvogel. Die Arbeiterinnen der nahen Weberei hemmten ihren Lauf, wenn ein neckisches Winzer- oder Spinnerinnenlied aus der Stube durch ein offenes „Güggerli“ auf die Straße drang. Kein Wunder, daß die „Knaben“ aus dem Tal und vom Gebirge gerne bei der muntern Unterländerin ankamten, wenn diese auch hundertmal versicherte, daß alle Oberländer nichts taugen und sie ihr Leben lang ledig bleiben werde. Bald zappelte an jedem ihrer werchigen Finger ein schmachtender Töptaler.

Sie schenkte ihr Herz dem jungen Bauernsohn Hans Jakob Bockhard von der Ottenhub mit den treuen blauen Fensterlein und dem fast weißen Krausgelock. Er war immer so manierlich, der Hansjosef, fluchte nicht und machte keine wüsten Späße, trank auch, statt des gemeinen, gefährlichen „Bränz“ seiner Kameraden, nur den milden Wein von der Lägern, aus Vinelis Heimat. Als eines Abends im Dämmer-scheine Hansjosef mit Abschiednehmen nicht enden und ihre Hand nicht lassen wollte, schmiegte sie sich an ihn und legte still ihr Köpflein an seine Brust. In der Verwirrung sah der unkundige Bergknabe die roten Lippen für

reife Kirschchen an und nippte an der süßen Frucht.

Bald folgte die Unterländerin, ihrem Schwure untreu, dem hübschen Oberländer nach seinem weltentrückten, hochgelegenen Hofe. Es gefiel ihr gar wohl in dem braunen, warmen, waldumsäumten Häuschen mit der langen Reihe blitzblanker Fenster und dem weiten Blick über das tiefe Steinental nach dem sonnbeglänzten „Räfer“ und zu den dunkeln Tannen des Rumberges. Fels und Wald widerhallten vom Glücke der jungen Frau. Als aber die Schneeglöcklein den Frühling einläuteten und die Schmelzwasser weißschäumend zu Tale tosten, da fuhr eine seltsame Unruhe in die einstige Winzerin. Ihr Lied verstummte und schwarze Schatten umrandeten müde Augen. Immer und immer wieder trat die Frau ans Fenster oder auf die Türschwelle, hielt eine Hand über die Stirne, sah westwärts in die Ferne und klagte: „Wänn i nu i d'Rebe chönn!“ Seit früher Jugend war sie gewohnt gewesen, beim ersten schönen Märzentage, den Schaub in der blauen Schürze, zum Wingert hinauszuziehen, um mit den Strohhalmen die Weinstöcke an die Stecken festzubinden.

Der besorgte Hansjosef bedeutete seinem geliebten Weibe, daß drunten bei der Fockmünd und auch bei Agetzwil und im „Sack“ unterm Breitenlandenberger Weinberge gestanden hätten, die Trauben aber selten ausgereift seien; auf der Ottenhub, 2250 Fuß über Meer, sei ein Erfolg noch weniger zu erwarten. Die kühle Erwägung half nichts. Die Bäuerin konnte ihr geliebtes Rebwerch nicht vergessen. Unablässig wanderten ihre Gedanken nach den sonnigen Rebhügeln im Wehntale. Gar oft weinte sie.

In seiner Not ließ Hansjosef im Jahre 1870 aus dem Unterlande 1400 Weinstöcke kommen und pflanzte sie an einer sonnigen Halbe der Ottenhub. Der Frohsinn kehrte wieder in die braune Berghütte, und sorglich, wie ihre Kinder, hegte und pflegte die treue Winzerin die vielgeliebten Rebstöcke. Sie gediehen gut in der gesunden Bergluft und trieben, gleich jungen Tannen, fleißig Schosse. Aber die Trauben blieben auch in günstigen Jahren recht sauer. Sie mußten meist mit den Holzapfeln zu Most gepreßt werden. Häufig zerstörten Früh- oder Spätfröste die ganze Ernte, oder es verfing sich der Schnee in den unreifen Beeren. Kein Jubel, keine Böllerschüsse verkündeten, wie drunten im Unterland, ab der Ottenhub einen reichen „Wümmet“.

Erst im Jahre 1893 gab die Wehntalerin den hartnäckigen, aussichtslosen Kampf mit den feindlichen Naturkräften auf, zur größten Freude des Hansjosef, den es schon längst nach einer süßeren Weinmarke gelüstet hatte. Der höchstgelegene Weinberg des Zürichbietes verschwand. Die Unterländerin hatte sich inzwischen

mit den Tannzapfen des Oberlandes abgefunden, und die blauen Äuglein ihrer Kinder ließen sie die blauen Trauben ihrer alten Heimat bald ganz vergessen. Nur ein dürres Traubenblatt in der Familienbibel, als Merkzeichen benützt, erinnert noch an die Reben der Ottenhub." G. B.

Briefe.

Briefe gibt's, die wie seltene Steine
Sich zur leuchtenden Kette reihen;
Briefe gibt's, die das Ungemeine,
Festlich-Reine
In uns befreien.

Briefe gibt's, die in Märchen und Träumen
Welten der Seele uns offenbaren;
Briefe gibt's, die gleich blühenden Bäumen
Wege säumen,
Die winterlich waren.

Mögen jene, die sie geschrieben,
Fern hinter sieben Meeren weilen —
Innerlich sind mit den Briefen, den lieben,
Nah sie geblieben,
Unser Leben zu teilen!

Heinrich Anacker.

Ein schweizerischer Bauerndichter.

Von Carl Seelig.

Das Lob, Fridolin Hofer entdeckt zu haben, gebührt Heinrich Federer. In einem ausführlichen, kritisch-mitschaffenden Gutachten, das er vor dreißig Jahren seinem ersten



Fridolin Hofer, der große Luzerner Lyriker.

Verleger erstattete, schrieb er: „Wieviele lyrische Bändchen mag man durchsehen, bis man wieder auf eine so unabgelernte, eigene Sprache stößt!“ In der Tat, als kurz darauf die „Stimmen aus der Stille“ erschienen, war der ehemalige Volksschullehrer kein ängstlich piepsendes Hähnchen mehr. Seine späteren Gedichtsammlungen „Im Feld- und Firnelicht“, „Daheim“, „Neue Gedichte“ und „Festlicher Alltag“ (Verlag Eugen Haag in Luzern) zeigen ihn zwar künstlerisch wachsend . . . aber die Welt des 1861 in Meggen am Vierwaldstättersee geborenen Dichters war und blieb stets dieselbe. Es ist die Welt des freien, treu zu seiner Scholle stehenden Schweizerbauern, der er sich auch äußerlich einordnete, indem er seit Jahrzehnten auf einem Bauernhof in Römerswil bei Luzern wohnt.

Die ungewöhnliche Disziplin, Bescheidenheit und Selbstkontrolle, mit der Fridolin Hofer sein Talent verwaltet, hat ihn davor bewahrt, ein wahllos Spendender zu sein. Nicht nur, daß er aller Prosa entsagte und Dialektversuche mit einer einzigen Ausnahme — dem „Frühling in der Schwalm“ — unterlassen hat, auch auf seinem Lieblingsacker: dem hochdeutschen Gedicht bleibt er auffallend wortkarg. Er hat die Drofste, Eichendorff, Novalis, Heinrich Federer und